

Zeckt noch

Als die alten Rockhelden der späten 70er und frühen 80er aus der kleinen DDR und der weiten Welt plötzlich auf diesen nervend-klaren Sound mit Electro-Drums und ähnlichem umrüsteten, galt es einmal mehr, englische Bands in klassischen Besetzungen zu entdecken: The Smiths, The Fall, The Wedding Present. Auch in der DDR zog der Postpunk ein.

1984 ging die Band die anderen an den Start, mit flotter Musik, die an The Specials erinnerte. Als bald brachten sie ihr Werk »Berlin Radio« unter das Volk, gefolgt von »Global Minded« – jeweils auf Kassette. Darauf fanden sich Songs, die in die Beine gingen, mit deutsch-englischen Texten, dazu ein fetches Saxophon. Der umtriebige Frontmann »Toster« schob im Laufe der Jahre einige Projekte mit an, ohne letzten Endes darin mit seiner Band aufzutauchen, ob im Kinofilm »flüstern und SCHREIEN« (1988) oder auf dem Schallplattensampler »Kleeblatt Nr. 23: die anderen bands«. Dort tauchten Bands auf, die als die jungen Wilden wahrgenommen wurden, als Teil der neuen Gruppierung »die anderen Bands«. Dass von den eher unfreiwilligen Namensgebern um Olaf Tost, Anja Schiebold und Stefan Schüler letztlich nur der Song »Gelbe Worte« auf dem Parocktikum-Sampler verewigt wurde, lag an der Konsequenz, sich vom Label Amiga nicht in die Texte reinreden zu lassen. Im Dezember 1989 löste sich die Band so unvermittelt wie lautlos auf.

Für gestähle Konzertgänger waren die anderen oft zu erleben gewesen. Ob im Haus der jungen Talente, unten im Keller, wo man sich dichtgedrängt unter wissendem Völkchen wähnen durfte, oder auch im Palast der Republik, wo es einmal jährlich die Veranstaltung »Jugend im Palast« gab. Letzteren Auftritt sollen einige Fans der Band etwas übelgenommen haben. Na und? Mancher Konzertgänger dürfte ihn als kleine Palastrevolte in Erinnerung behalten haben. Die Ordnerinnen und Ordner hatten permanent damit zu tun, die Jugendlichen an die Hausordnung zu erinnern, nicht nur als einige Fans beim Auftritt von Tina has never had a Teddy Bear die Bühne stürmten. Ist doch immer gut, wenn die Jugend in einem der Politpaläste derartige Terz veranstaltet.

Am vergangenen Freitag abend kam es im Berliner Roadrunner's Paradise zu einer Art Klassentreffen. Der feierliche Anlass war kein geringerer als die Veröffentlichungen der Werke »Berlin Radio« und »Global Minded« als Vinylschnitten auf dem Label Buschfunk. Im wunderbaren Beiheft kommen unterschiedliche Mitstreiter zu Wort. Die Musik zeckt immer noch an. Wehmut ist fehl am Platz. Olaf und Anja ließen sich am Freitag abend nicht im ausverkauften Hause sehen, doch soll der Extrommler Jens »Jaye« Müller extra von den Philippinen angereist sein. Es war eine würdige Veröffentlichungsfeier.

Andreas Gläser

Toxischer Stoff

Das Berliner Maxim-Gorki-Theater zeigt unter der Regie von Christian Weise eine süffig-burleske »Carmen«.

Von Sabine Lueken

Carmen. Konstrukt misogyner Phantasien. In dieser Lesart hat Carmen den armen Don José zugrunde gerichtet und bekommt ihre gerechte Strafe. In einer der erfolgreichsten Opern aller Zeiten war alles drin, was bürgerliche Opernbesucher schockieren oder heimlich gruselig erregen konnte. Eine schöne Frau, eine »Zigeunerin« dazu, die sich die Männer nimmt, die sie will, eine Kriminelle, eine Arbeiterin. Diese Protagonistin mit unbändigem weiblichen Freiheitsdrang, stolz, wild und unangepasst, konnte aber auch als mögliches Idol für Feministinnen dienen. Georges Bizet, der Komponist dieser opéra-comique, starb 1875 im Jahr der Uraufführung mit 36 und erlebte ihren späteren Siegeszug nicht mehr. Zu gewagt der Stoff, zu kompliziert die Musik. Das Libretto stammt von Henri Meilhac und Ludovic Halévy nach der gleichnamigen Novelle von Prosper Mérimée (erschienen 1845).

Frauenfeindlichkeit, Femizid, rassistische Zuschreibungen, patriarchalisches Männerbild, Klassismus: Was macht das Gorki mit dem toxischen Stoff? Zunächst einmal folgt die Aufführung der Handlung der Oper erstaunlich genau, wie auch der Musik Bizets. Was man zuweilen nicht meinen sollte, so modern klingt sie mit Resonanzen von Latin, Calypso, Musical, Blues und Kurt Weill. Jens



Diese Figuren könnten aus einem Pop-up-Comic stammen

Dohle (musikalische Leitung) hat sie für ein kleines Ensemble traurig geschminkter Pierrots – bestehend aus ihm selbst (Tasten, Vibraphon, Schlagwerk), dem brillanten Akkordeonisten Dejan Jovanović und Steffen Illner (Bass, Cello, Flöten) – arrangiert. Die Bühne (Julia Oschatz, Felix Remme) ist zuerst karg und weiß, streng symmetrisch mit einem großen Klappzyylinder in der Mitte. Die kindlichen Comiczeichnungen, szenischen Anweisungen und Ortsbeschreibungen, die auf die weißen Flächen projiziert werden, verdichten sich genial im Laufe der fortschreitenden Handlung – von der Sonne mit Strahlen, Mond, Regen, rieselndem Schnee zu Berglandschaften und einem Zähne zeigenden Publikum in der Stierkampfarena. Die Figuren könnten, wie üblich bei Regisseur Christian Weise, aus einem Pop-up-Comic stammen. Die konsequente Farbgebung der skurrilen Kostüme (Lane Schäfer) verstärkt diesen Effekt: Die Militärs sind in seidiges Kanariengelb gekleidet, allen voran der tumb-freche Zuniga (Marc Brenner), die Zigarettenarbeiterinnen (Catherine Stoyan, Till Wonka) in Grellpink mit spitzen, schlütteten-großen Brüsten, die Schmuggler in Dunkelblau. Die konservative Micaela (Riah Knight, auch Text und Dramaturgie) mit den überdimensionierten blonden Zöpfen, die über den Boden

schleifen, ist weiß gewandet, Carmen wiederum schwarz, wenn es auf den Tod zugeht.

Carmen, gespielt und toll gesungen von dem schwedischen Schauspieler Lindy Larsson, selbst Rom, tritt im erdbeereisfarbenen Flamencokleid auf die Bühne, als souveräne, überlegene Frau, jede Persiflage vermeidend, was man von den anderen Figuren nicht unbedingt behaupten kann. Via Jikeli spielt Don José als immer aufgeregteren Hänfling, wild grinsierend, Augenbrauen hochziehend, mit den Händen in den Hosentaschen wühlend. Sie reicht der baumlangen Carmen gerade mal bis zur Schulter, was mitunter für lustige Effekte sorgt. Die Männer kommen – wie auch bei Bizet – überhaupt nicht gut weg in diesem Spiel, und frau fragt sich, was sie überhaupt von ihnen wollen könnte.

Aber: »Die Liebe hat bunte Flügel.« Mitten in der berühmten Habanera fällt Carmen aus der Rolle, wendet sich ans Publikum, macht ihrer Überdrüssigkeit Luft: »I want to talk to you ...« Sie erzählt auf Englisch, dass sie es mit zunehmendem Alter nicht mehr erträgt, ihre eigene Legende zu sein, gleichzeitig sexistisches Konstrukt und Verfechterin freier Liebe. Neben diesem eher pädagogischen Monolog gibt es auch kleine, witzige Ergänzungen in den Dialogen, liebevolle Details und komische Elemente

mit deutlichem Bezug zum Vaudeville, zum Jahrmarkttheater, zur derben Vorstadt-Volksbelustigung. Don Josés Mutter tritt Kuhglocken schwenkend im Dirndl auf, ihr Brief wird mit kreischend greisenhafter Stimme aus dem Off vorgelesen, die Militärs müssen das Reiten auf einem Pferd ohne Pferd. Effektvoll ist die riesige Maschine, mit der sich Carmen und die anderen Zigarettenfabrikarbeiterinnen Feuer geben lassen für die dicken Zigarren, die sie rauchen. Wie alle Figuren gegen den Strich gekämmt, ist Escamillo (Till Wonka), der Torero, ein weicher Typ mit Bauch und leiser Stimme.

Als Don José sich Carmens Liebe versichern will, kommt der zweite Ausstieg: »It doesn't work ... Wir haben das so oft versucht.« Und kurz vor dem bereits von den Karten gewiesagten Tod: »... ich bin müde ... diese Rolle zu spielen, ... dieses Konstrukt meiner Väter, meiner französischen imperialen Daddys. Heute Nacht will ich wirklich sterben. Für immer.« Nach zwei Stunden hat sich allerdings auch bei der Zuschauerin eine gewisse Müdigkeit eingestellt. Am Schluss steht Carmen wieder auf und fordert das Publikum auf mitzusingen: »Auf in den Kampf, taram tatam tatam!«

■ Nächste Vorstellungen: 11., 12. und 25.2.

Anthropause ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Dieser inzwischen schon fast globale Rechtsruck, der vielleicht mit der unseligen »Wiedervereinigung« einsetzte und die linke Bewegung endgültig ins Abseits drängte, hat mich bewogen, eine Anthropause einzulegen. Die Anthro-pause ist für mich nichts Neues. Ich hatte sie schon einmal eingelegt – als die Bremer Schülerbewegung verebbte und verschiedene Wirtschaftsbetriebe, in denen ich gearbeitet hatte, mir nur »Bullshit Jobs« gewährten. Weshalb ich dann als Hilfspfleger im Bremer Tierpark arbeitete, der einem indischen Großtierhändler gehörte. Dort war ich unter anderem für zwölf indische Flughunde verantwortlich. Sie waren mir die liebsten Tiere, die ich zu versorgen hatte, obwohl ich jeden Tag einen ganzen Eimer Obstsalat für sie zubereiten musste. Und nicht nur für sie. Aber die Flughunde erwiesen sich als äußerst dankbare Abnehmer.

Obwohl Früchte- und Nektarfresser, hatten sie spitze Zähne, ihr Gesicht war eher fuchs- als hundeartig, jedoch feiner und kleiner. Sie sahen überhaupt schön aus, rotbraun mit dunklen großen Flügeln, an denen sich jeweils ein hakenähnlicher Daumen befand, mit dem sie wild herumfuchtelten, um sich möglichst schnell vorwärtszuhangeln und in den Fruchtsalat zu stürzen.

Ich war damals noch davon entfernt, die Flughunde in der Perspektive einer »Ökologie ohne Natur« wahrzunehmen, wie der Philosoph Timothy Morton das nennt. Er meint damit, dass eine wahre Ökologie die Trennung zwischen Kultur und Natur aufgelöst hat. Die japanische Anthropologin Chihiro Hamano ist dem im Rahmen einer Feldforschung in Deutschland über Mensch-Tier-Verbindungen nachgegangen. Ihr Bericht darüber heißt »Saint Zoo« (2022). Sie geht davon aus, »dass sich die Persönlichkeit von

Tieren innerhalb der Beziehung zu ihnen entwickelt«. Am Ende schreibt sie: »Sich im Entdecken von Persönlichkeit zu üben ist eine Form von »Liebe«, wie ich nun erfahren habe.« Dabei ist sie zu ähnlichen Schlüssen gekommen wie der niederländische Biologe Midas Dekkers. In seinem Buch »Geliebtes Tier« (1994) heißt es über den Unterschied zwischen Tierschutz und Naturschutz: »Die erste Voraussetzung für eine Beziehung besteht darin, dass man den anderen als Individuum betrachtet. Bei Naturschützern ist das nicht der Fall. Die lieben einen Regenpfeifer als Repräsentanten aller Regenpfeifer und sagen: »In dieser Gegend kommt der Regenpfeifer vor.« Um ein Tier liebzuhaben, muss man es als Individuum ansehen. Dann erst tritt eine persönliche Beziehung an die Stelle einer sachlichen. Eine ganze Tierart kann man nicht liehaben, das einzelne Tier aber sehr wohl.« Im Idealfall entsteht daraus ein »Ich-Du«-Verhältnis im Sinne des Philosophen Martin Buber.

In meiner Familie war das bei einem Hund, einer Katze und einem Sperling der Fall. Im Bremer Tierpark war ein Pfleger bei den Hornträgern, ein ehemaliger Bauer, der keinen Feierabend kannte und zum Beispiel Tage vor der Geburt im Stall einer Antilope schlief, um ihr notfalls sofort helfen zu können. Soweit ich das beurteilen konnte, fanden die hochträchtigen Antilopen das auch tatsächlich hilfreich. Wie so viele Tierliebhaber hatte er mit Menschen nicht mehr viel im Sinn. Weil ich mich im Rahmen eines kleinen Arbeitskreises seit 1999 vor allem mit Biologie beschäftigte, lag es nahe, erneut eine Anthropause einzulegen, auch wenn ich mich jetzt praktisch bloß um zwei Katzen kümmere. Mit Jaroslav Hašek könnte ich trotzdem sagen: »Ich habe die Seite gewechselt und bin jetzt bei den Tieren.«